

Eine fromme Lüge

Autor(en): **Fröhlich, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 18

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

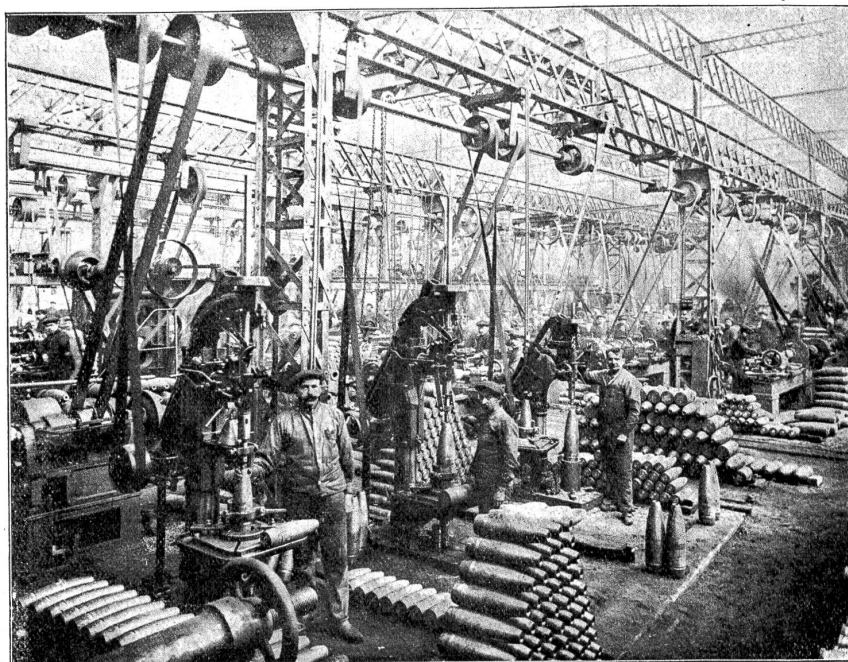
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

liche Gemeinde Creusot gab es damals noch nicht, deshalb war der Name Montcenis früher gebräuchlicher. Die Ehre, in Creusot die rationelle Ausbeutung der Kohle organisiert zu haben, gebührt dem Ritter Francois de la Chaise, dem Ludwig XVI. im Jahre 1769 eine Konzession erteilte. Jetzt wurden neue Schächte gebohrt und vier Hochofen erbaut, um das Eisenerz der nahen Minen Chalencey und Pature in reines Metall zu wandeln. Daneben erhoben sich nach und nach Werkstätten zur Verarbeitung des Eisens, Schmelzöfen, Gießereien und Hammerwerke. Damals lieferte Le Creusot, das königliche Eisenwerk, Geschütze für die französische Marine und versah die Artilleriewerke von Indret mit Rohmaterial. Gaspard Monge, Professor der Hydraulik in Paris und nachmaliger Marineminister der Republik, erwähnt Le Creusot oft in seinem Werke: „Description de l'art de fabriquer des canons faites en vertu de l'arrêté du Comité du salut public.“ Während des ersten Kaiserreiches rollten Creusot-Kanonen auf allen Heerstraßen Europas. Nach dem Sturze Napoleons 1815 blieben die Bestellungen auf Kriegsmaterial aus, so daß die Eisenwerke Montcenis ihren Betrieb einstellen mußten. Die Arbeitseinstellung war aber nur von kurzer Dauer, ja, sie war nur ein Atemholen zum glänzenden Aufstieg, dem Le Creusot seinen Weltruf verdankt.

Im Jahre 1836 erwarben die Brüder Joseph-Eugen und Adolf Schneider die Werke und gründeten die Dynastie der französischen Stahlkönige. Von Jahr zu Jahr entwickelte sich das Unternehmen unter ihrer Leitung weiter. Die erste französische Lokomotive ist Creusot-Arbeit. Dem Ingenieur Bourdon der Creusot-Werke verdanken wir die Erfindung des Dampfhammers, welche die veralteten Methoden der Eisenbearbeitung mit einem Schlage revolutionierte. Ein Dampfhammer von 100 Tonnen Gewicht bildete lange Zeit den Glanzpunkt der Schneiderschen Werke. Diese hielten im übrigen mit den Errungenschaften der Neuzeit Schritt. 1870 fand das Bessmervorgang auf seinem Siegeszuge auch Eingang in den französischen Stahlwerken. Während des deutsch-französischen Krieges 1870 entwickelte Le Creusot wie heute fieberhafte Tätigkeit. Innerhalb fünf Monaten verließen 250 Kanonen und viel anderes Kriegsmaterial diese Werkstätten. Nach dem Kriege wurde wieder neu gerüstet; denn von 1875—1880 produzierten die Stahlwerke neue 800 Kanonen mit allem Zubehör, darunter Stücke verschiedensten Kalibers von 75, 78, 90 und 95 Millimetern. Die Eisenwerke von Le Creusot, die jetzt etwa 10.000 Arbeiter beschäftigen, erwartete neue ungeahnte Entwicklung durch Freigabe des Exports von Kriegsmaterial im Jahre 1884. Bolivien, Chile, Mexiko, Peru, China, Japan, Marokko, die Türkei, Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Rußland, Norwegen, Dänemark, Spanien, Portugal und Italien gewann sich diese Weltfirma zum dauernden Absatzgebiet. Etwa dreihundert Feld- und Gebirgsbatterien mit dem zugehörigen Material rollten in aller Herren Länder ab. Neben diesen Kriegslieferungen vermehrte Le Creusot mit den Filialwerken auch die Herstellung von Bedarfsartikeln für Industrie und Technik.

Die Werke in Le Creusot allein bedecken einen Raum von sechstausend Hektaren. Wäre diese riesenfläche städtisch überbaut, so böte sie Raum für zwei Millionen Menschen. 290 Kilometer Eisenbahnen mit 65 Lokomotiven und 5700 Wagen vermitteln den Verkehr der Bergwerke, Hütten, Anlagen,



französische Kriegswerkstätte. Herstellung von Granaten.

Hochofen, Stahl- und Walzwerke, der Etablissements für Kanonengießerei, zur Herstellung von Panzerplatten, Lokomotiven, Maschinen, Brücken, Artillerie- und Geniematerial, untereinander, mit dem Canal du Centre und dem französischen Staatseisenbahnnetz. Elektrische Leitungen für Licht und Kraft umspannen mit ihrem engmaschigen Netz die ausgedehnten Anlagen. 465 Kilometer Telephonlinien bedienen die unzähligen Fernsprechanlagen. Dem staunenden Besucher ist es unmöglich, die riesenhafte Anlage mit den rauchenden Schloten, den Feuerschlünden im betäubenden Lärm der Hammerwerke, im rastlosen Kommen und Gehen der Arbeiter als Ganzes zu fassen. Freilich erscheinen die Creusot-Werke im Hinblick auf die Eisenwerke von Krupp in Essen verhältnismäßig klein. Le Creusot zählt nur etwa 35.000 Einwohner, wovon mehr als die Hälfte ihrer Pflicht als Werkstattefeldaten obliegen. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß Deutschland seine ganze Kriegsmaterialproduktion in Essen zentralisiert hat, während Frankreich nach dem Dezentralisationsprinzip im ganzen Lande herum über große Filialwerke verfügt, wie Le Havre, Harfleur, St. Etienne, Chalons-sur-Saône, Champagne sur Seine u. Ueberall stellt sich die schwere Industrie in den Dienst der Landesverteidigung. Toulon, Hyères und Bordeaux bauen Torpedoboote, Torpedojäger und Unterseeboote, auch Paris bleibt mit seinen Ateliers de précision im Wettbewerb der Kriegsrüstung nicht zurück. In ganz Frankreich rauchen die Schloten, um dem wankelmütigen Kriegsgott zu opfern.

Eine fromme Lüge.

Eine wahre Geschichte von Hanna Fröhlich.

In der kleinen badischen Stadt L. steht ein Häuschen etwas abseits, ganz im Grünen. Rosen ranken sich rings herum, nichts als Rosen — die ganze Holzlaube ist dicht umspannen damit, damals, als unsere Geschichte spielte, ein duftendes Blütenmeer. Vorn die paar Steintrufen, die hinaufführen ins Haus, sind leicht überschattet von den äußersten Spitzen des großen Nußbaums, der seinen Stamm väterlich an den Brunnenstock lehnt, daraus es frisch und klar plätschert, Sommer wie Winter, ob nun Freund Nußbaum grün oder kahl, seine weiten Äste gen Himmel reckt.

So recht ein Bild des Friedens ist es, das Häuschen mit seinem Drum und Dran, und trotzdem machen die Menschen einen weiten Bogen um es, ängstlich wird es gemieden, denn: drinnen sitzt Mutter Gruner und strickt noch immer! — So raunt eines dem andern zu.

Es darf wohl als ein gutes Zeichen für die Bevölkerung bezeichnet werden, daß selbst die müßigste Neugier es verschmäht, hier Unglück auf Unglück zu häufen und roh das auszusprechen, was der Armen gnädig verborgen blieb seit vielen Wochen.

Für manche Klatschzunge mag sicher der Umweg die einzige Schutzwehr sein vor sich selbst. Sonst hätte eines Tages — allen Vorsätzen zum Trost — die Sensationslust dennoch gesiegt und sie hätte sich's nicht verlagen können, im Vorbeigehen bei der alten Frau einzutreten.

„Was seid Ihr fleißig, Mutter Gruner, immer stricken? Plagt Euch doch nicht so ab — armes Weib — Euerm Sohn kommt's ja doch nicht mehr zugute, der liegt längst begraben in französischer Erde.“

Wie schnell wäre es gesagt — und dann? — Trotzdem müßige Zungen so gerne grausam sind, bringt es doch keine fertig, der armen alten Frau das einzige Licht ihrer Tage, die Hoffnung, von der sie zehrt, mit täppischer Roheit auch noch auszulöschen. Denn Mutter Gruner gehört zu den Vermissten, welchen das Licht des Himmels versagt ist — seit vielen Jahren schon ist sie blind. Blindheit wird selbst von der Gleichgültigkeit der Menge als ein so herbes Geschick angesehen, daß ob der Größe des Unglücks alle Kleinlichkeit sich ihres Weges trollt. Zudem ist wohlbekannt, welch wehrhaften Schutzgeist Mutter Gruner besitzt an ihrer Nachbarstochter, der Margrit, die jede Unbill, der Blinden zugefügt, viel mehr strafen würde, als wenn es ihr selbst geschähe.

Als sie auszogen, die deutschen Soldaten, in den Krieg, und Walter Gruner auch gehen mußte, da hat er ihr noch warm die Hand gedrückt. „Und gelt, Margrit, zu meiner armen blinden Mutter schau'st Du ab und zu — wen hat denn die Gute sonst noch, wenn ich fort bin! Sie ist freilich zu ihrem Gebrechen merkwürdig geschickt und weiß sich zu helfen, aber ich gehe doch viel beruhigter, wenn Du mir Dein Wort gibst, ich weiß, auf Dich kann man sich verlassen! Und Mutter hat Dich ja so lieb wie ein eigenes Kind; weißt Du's noch, wie wir stets zusammen gespielt haben. Wie oft hab' ich als Bub darüber nachgedacht und konnte es nicht begreifen, weshalb Du ins Nachbarhaus gehörtest und nicht zu uns. Eine schöne Zeit war's doch, weißt Du's noch, Margrit?“ — Ach, ob sie's wußte? „Und wenn ich wiederkomme, sollst Du an mir keinen undankbaren Freund finden, ich will Dir's vergelten, so gut es nur in meinen Kräften steht, alles, was Du an meiner Mutter tust.“

Wie ihr das Herz brannte bei dieser langen Rede — was du mir vergelten willst, es ist doch alles nichts — und wäre es auch noch so viel! — gegen dem, was ich mir wünsche, so mußte sie denken, gegen das, wenn du jetzt die Arme um meinen Hals schlingen und zu mir sagen möchtest: „Mädel, ich hab' dich lieb! — und wenn ich glücklich wiederkehre aus dem Krieg, dann soll sie künftig unsere Mutter sein; darum sei gut zu ihr, mein Mädchen.“

Aber ach, von all dem geschah nichts. Wie einem guten Kameraden hatte er ihr die Hand geschüttelt und war dann ausgezogen mit all den andern, blumengeschmückt, voll Begeisterung, nicht ahnend, an welch treuem Herzen er achtlos vorübergeschritten. — Die häßlichen Zungen im Städtchen hatten zwar anfangs recht vernehmlich gekuschelt: sie wird wohl wissen, die Margrit, weshalb sie der blinden Alten so viel Liebes tut! 's ist ein schmuder Bursche, der Walter Gruner, und als Einziger erbt er das hübsche Häuschen mit allem Drum und Dran — solche Gelegenheiten muß man sich warm halten — denn was hat denn sie, die Margrit? Ein paar schöne Augen im Kopf, sonst

aber ist sie nicht übermäßig hübsch, zu erwarten hat sie gar nicht viel bei den vielen Geschwätzern, die da sind, fleißig ist sie zwar, das muß man ihr lassen, doch etwas mehr bei einem Mädchen pflegt man sonst nicht zu verachten. Aber als dann schon nach kurzen Monaten die Kunde kam, Walter Gruner gehöre auch zu denen, die leider nie mehr wiederkehren, da verstummten plötzlich die bösen Zungen, und die am lautesten gestrichelt, selbst die konnten ihr die Achtung nicht verlagen; ein wackeres Mädchen blieb sie doch, die Margrit. Und unterdessen wachte der Gegenstand so allseitigen Interesses ängstlich darüber, daß auch nicht ein Laut von jener Schreckenskunde zu den Ohren der blinden Mutter drang. Und wenn es möglich war, so umsorgte sie die Blinde jetzt noch liebevoller, denn zuvor.

An jenem Vormittag, da unsere kleine Geschichte beginnt, saß Mutter Gruner wie gewöhnlich im Lehnstuhl, ihrem Lieblingsplatz, und strickte. Mitleidig wärmte die Sonne ihre Knie, die es recht wohl brauchen konnten, während der Kopf mehr im Schatten saß; denn trotz ihrer Blindheit tat den armen Augen grelles Licht stets weh. Wie sauber und ordentlich es in dem Stübchen aussah! Von den blanken Fensterscheiben angefangen bis in die hinterste Ecke, überall durfte Frau Sonne sich umschauen, sie würde kein Stäubchen finden, damit zu tanzen. Auf dem Sitzofen lag behaglich die Kaze in ihrem Körbchen und schlief, nur manchmal blinzelte sie verstoßen nach den Sonnenstrahlen hin, die ihren grünen Kakenaugen nicht angenehm waren. Und auf dem Bruntstück des Zimmers, dem altertümlichen Buffet, lag es wie eitel Gold, so prächtig glitzerten die Messingbeschläge. Schade, daß es die Blinde nicht mehr sehen konnte, an dem eichenen Buffet von Großvaters her hatte schon immer ihr Herz gehangen. Nur das kleine Sofa dort an der schmalen Wand wollte nicht recht zu dem andern passen — viel zu neuzeitlich stand es da und trotzdem hätte man's nicht missen mögen mit seinem „heimeligen“ Ueberzug. Einzig auf dem Tisch herrschte Unordnung, da stand noch das Frühstücksgeschirr vom Morgen. Seit ihr ab und zu ein Ungeschick passierte, mochte die Blinde wenig mehr mit Geschirr hantieren — sie wurde alt! Ach ja, der Krieg zermürbte sie vorzeitig — der Krieg und die Sehnsucht!

Wo nur das Kind blieb, die Margrit — ob der Briefträger heute wieder nichts gebracht hatte? Wie regelmäßig hatte ihr Einziger sonst immer von sich hören lassen. Doch die Margrit wäre wohl längst herübergesprungen damit, nahm sie doch für die Blinde alle Post in Empfang — also wiederum nichts! Horch! Da kommt sie doch noch, beendigte soeben Mutter Gruner ihr Selbstgespräch und — „guten Morgen, Mutter,“ erklang es recht fröhlich von den jungen Lippen. Mutter Gruner konnte ja nicht sehen, wie rotgeweint die Augen des jungen Mädchens waren, das soeben über die Schwelle schritt. „O Kind, ist nun endlich wieder was gekommen von Walter — Gott sei Dank! Laß hören, was schreibt mein Junge? Ach, mich verlangt so sehr darnach, kann es kaum erwarten.“ (Fortsetzung folgt.)

April.

Wie launisch, wie veränderlich
Geberdet doch das Wetter sich.
Erst Sonnenschein und Himmelsblau,
Dann Regen, Sturm und Wolkengrau.
Heut' säuseln Frühlingslüfte lind
Und morgen weht ein eifriger Wind.
Gott weiß, wie das noch werden will!

Unnützlich Gejammer, ihr Leut! — April! —

O. Braun.